

# Deutschtum und Vlamentum.

Am 16. Jahrhundert erschien zu Antwerpen ein Buch von Jan van de Werbe, das den Titel führte: „Der Schatz der deutschen Sprache“. Das Buch verpönte die häßliche Neigung, französische und lateinische Fremdwörter zu gebrauchen, wo ein gutes Wort der Muttersprache eben so klar ausdrücken könnte, was das fremde Wort meinte, und bereicherte den Vortzatz der „deutschen Sprache“ um gute Ausdrücke, die man statt der Fremdwörter anwenden sollte. Die „deutsche“ Sprache, die der Verfasser mit diesem Buche schützen und rein erhalten wollte, war aber nicht die hochdeutsche, sondern waren die vlämischen Mundarten, die damals noch allgemein „Nederduitsch“ genannt wurden im Gegensatz zu den „Hochduitschen“.

Und das selbe wie dies Buch, das binnen wenigen Jahrzehnten sieben Auflagen erlebt und dem niederländischen Sprachgebrauch für ein ganzes Jahrhundert, von 1559 bis 1664, den Ton angegeben hat, kann uns noch mancher andere Zeuge jener Zeit beweisen: nämlich daß sich der Vlame damals als Deutscher fühlte und auch als solcher galt, als Niederdeutscher. Aber nicht nur Verwandtschaft der Masse und des Blutes, des Geistes und der Seele besaßen; Politik und Handel vervollständigten die Gemeinschaft. Ein großer Teil der Vlamen gehörte dem Deutschen Reiche an. Brabant mit Antwerpen und Brüssel unterstand seiner Hoheit, ebenso Ostflandern mit Gent; Brügge in Westflandern, das sich dieses nahen politischen Anschlusses an das Reich nicht erweute, hatte um so engere Handelsbeziehungen dorthin; es war bekanntlich wie Lübeck und Bergen einer der Vororte der deutschen Hanse.

Am 16. Jahrhundert war das Gefühl der Zusammengehörigkeit wohl am stärksten ausgeprägt; das war eine Zeit, in der die Wörter „vlämisch“ und „Vlame“ noch als der Inbegriff der feinen Bildung und Gesittung galten, auch in deutschen Landen. Aber dann sind Jahrhunderte gekommen, die alle diese engen Bande gelockert haben. Es kam die spanische Unterdrückung; während das Vlamentum durch den Glaubenskrieg, durch die Losrennung der nördlichen Niederlande geschwächt wurde, verlor das Deutsche Reich durch den 30-jährigen Krieg die Kraft, sich noch um die Vlamen, diesen wichtigsten germanischen Vorposten gegen das französische Vlamentum, kümmern zu können. Es kamen die Eroberungskriege Ludwigs des Vierzehnten; die Macht Frankreichs begann nicht nur mit Waffengewalt vlämische Land zu erobern; sie drang auch mit der welschen Sprache in die Hochburgen des Vlamentums ein. Es kamen die Zeiten der Revolution und Napoleons; sie haben den eigentlichen Grund gelegt zur Entfremdung zwischen Deutschtum und Vlamentum. Seit der Begriffs „Belgien“ von französischen Propagandachristen eingeführt und von französischen Staatsleuten und Verwaltungsbeamten im vlämischen Lande durchgeführt wurde, hat die Verwelschung dieses germanischen Gebietes gewaltige Fortschritte gemacht.

Am gründlichsten hat in dieser Richtung der belgische Staat gearbeitet, der 1830 gegründet wurde; er ist es, der diesen germanischen Volksstämmen ein französisches Aushängeschild nach außen gegeben und durch die systematische Arbeit von acht Jahrzehnten das Vlamentum und das Deutschtum völlig von einander geschieden hat. Natürlich konnte der belgische Staat diese Säuberung und Entfremdung nur allmählich erzielen.

Alles, was das belgische Staatswesen dem Vlamen an Kulturgütern, besonderen Erwerbsmöglichkeiten, gesellschaftlichen Vorzügen, Stellungen und Ehren bietet, kann er nur auf dem Umwege über die französische Sprache erreichen. Will er etwas mehr lernen als das kleine Einmaleins, so zwingt ihn der Staat, französisch zu rechnen; will er etwas von der Weltgeschichte erfahren — es geschieht in französischer Sprache und durch die Brille des französischen Chauvinismus; Mathematik, Naturwissenschaft, Weltliteratur — es muß französisch sein. Der belgisch gebildete Vlaming verlernt es, in seiner Muttersprache zu denken; alle Begriffe werden ihm verwässert und

verfälscht. Ebenso ergeht es seiner Tracht, seinen Handbewegungen, seiner Art, sich zu geben und zu leben. Er entartet zum Französling, ohne je Franzose werden zu können. Dazu ist die Mischung des Blutes gekommen; indem der belgische Staat in vlämischen Landschaften wallonische, in wallonischen vorzugsweise vlämische Beamte anstellte, begünstigte er diese Bastardzucht.

Man kann daher keinen verhängnisvolleren Irrtum begehen, als wenn man an das heutige Vlamentum denselben Maßstab legt wie an das frühere, oder wenn man glaubt, die Vlamen mit denselben Maßen messen zu können wie andere europäische Nationen. Was anderswo bei Taten und Stellung einer Nation den Ausschlag gibt, eine breite Schicht von Gebildeten, fehlt dem vlämischen Volk. Seine Oberflächlichkeit ist entzündet, verwelkt, belgisch.

Abertiebere und unberechtigter Optimismus wäre es jedoch, das Vlamentum für verloren zu halten, weil einige Hunderttausende „gebildete“ Volksgenossen ihrer germanischen Eigenart beraubt wurden. Noch ist die breite Masse der Bauern und Kleinstädter echt vlämisch geblieben, allen Bräuchen treu und französischem Gebahren abhold. Und die seit Menschenaltern ersehnte, 1916 unter der deutschen Verwaltung zur Wirklichkeit gewordene vlämische Hochschule zu Gent, die schon heute, 1 1/2 Jahre nach ihrer Eröffnung, trotz aller belgischen Drohungen von mehr als 400 jungen, strebsamen Vlamingen besucht wird, kann dafür sorgen, daß die Besten des Volkes dem Vlamentum künftig nicht mehr verloren gehen, sondern stammesbewußte Träger seiner germanischen Eigenart und Führer einer wahrhaft vlämischen Nation werden.

Dadurch wird auch die Möglichkeit näher gerückt, daß Deutschtum und Vlamentum künftig einander nicht so fremd und gleichgültig gegenüberstehen, wenn erst die Härten dieses Krieges den segensvollen Werken des Friedens wieder Platz gemacht haben. Soll es aber zwischen den Vlamen und Deutschen zu einem aufrichtigen gegenseitigen Verstehen und Mitemkommen, so werden sie eines Mittlers nicht entzagen können, der von der Natur gegeben, aber selbstamerweise von hochdeutscher Seite erst wenig in Anspruch genommen ist: des Reichsniederdeutschen, des Niederfachsen, soweit er noch seiner plattdeutschen Muttersprache mächtig ist. Und wie diese jüngst in den Werken eines Johann Hinrich Fehrs, eines Gorch Fock, Wagenseld, Wibelst, Hinrich Wriede zu Ehren gekommen ist, so sind mit größerer Kraft, allen Hindernissen und Kriegereignissen zum Trotz, auch die Beziehungen zwischen den Reichsniederdeutschen und den Vlamingen wieder erwacht und Freundschaften zwischen den „taalbroeders“ hüben und drüben gegründet worden, unter dem Schutze des heute so vielfach verzweigten Baumes der alten „nederduitsche taal“.

## Deutscher Reichstag.

(Orig.-Ber.) —ig. Berlin, 26. April.

In einer einzigen, sechsstündigen Sitzung hat der Reichstag am Donnerstag nun auch die erste Lesung des Branntweinmonopols und der neuen Getränkesteuervorlagen erledigt. Das bemerkenswerte Ergebnis der Sitzung ist, daß mit der einzigen Ausnahme der äußersten Linken, das heißt der unabhängigen Sozialdemokratie, das ganze Haus grundsätzliche Bedenken gegen diese so ungewöhnlich scharfe Heranziehung der alkoholischen wie der alkoholfreien Getränke nicht hatte, so sehr auch über Einzelheiten die Meinungen auseinander gingen.

Freilich hatte der Reichssekretär, der auch diesmal wieder die Beratungen einleitete, ungemein

### zuversichtliche Ausblicke

eröffnet. Er rechnet bekanntlich mit einem Mehrertrag allein aus den Getränkesteuern in Höhe von 1400 Millionen, so daß im Beharrungszustand ein Getränkesteuerertrag von ungefähr 1600 Millionen herauskommen würde. Graf Noebern meint, das wäre allein schon ein Viertel der gesamten künftigen Reichsteuern. Der Zentrumsabgeordnete Herold begrüßte die neue Biersteuer und fand auch gegen

die Weinsteuer nichts einzumenden, dagegen hatte er gegen die Branntwein- und gegen die Mineralwassersteuer immerhin einige Bedenken. Der Sozialdemokrat, der Abgeordnete Müller-Reichenbach, kam wieder auf die grundsätzlichen Einwände zurück und verlangte eine andere Mischung von direkten und indirekten Steuern.

Ebenso wies der Abgeordnete Dr. Blund von der Volkspartei darauf hin, daß alle bis jetzt vorgeschlagenen direkten Steuern „einmalig“ gedacht seien, die indirekten aber dauernd dem Volke auferlegt werden sollten. Die Ergründung mit den Kriegsgesellschaften sei nicht gerade geeignet gewesen, dem Monopolgedanken neue Anhänger zu werben. Das Branntweinmonopol darf jedenfalls nicht einseitig vom agrarischen Standpunkt gehandhabt werden. Überhaupt sollten die Kartoffeln nicht zur Erzeugung von Spiritus, sondern möglichst restlos der menschlichen Ernährung dienen. Bei der Biersteuer sei es ungerecht, daß Dünndier nur mit 5 Pfennig pro Liter versteuert werde, während z. B. bei Selterwasser 12 Pfennig auf den Liter gelegt werden. Die Weinsteuer begrüßte der Redner hauptsächlich deshalb, weil hier die Steuer möglichst nahe an den Verbraucher heranträte.

Der nationalliberale Abgeordnete Schulerburg verlangte besonderen

### Schutz für die kleinen Brennereien

und fand auch die Besteuerung gerade der kleinen Weine zu hoch. Der Schaumweinsteuer stimmte er zu. Die Zollerhöhung für Kakao beklagte er, weil damit das Getränk der Kinder getroffen werde. Besonders interessant war dann schließlich der Abgeordnete Dr. Böckle, der sehr häufig das Dilemma bezeichnete, in dem sich seine Partei befände. Stimme sie gegen die Weinsteuer, so werde man ihr vorhalten, sie wolle das Getränk des wohlhabenden Mannes schützen, stimme sie für die Weinsteuer, so werde man sagen, sie trete einseitig für die Produktion des Ostens ein. Gegenüber dem fortschrittlichen Redner meinte er, daß die Verbrennung der Kartoffeln zu Spiritus eigentlich die rationellste Verwertung sei, da der eigentliche Nährwert auch nach der Entziehung des Alkohols erhalten bleibe und die Schlempe eines der wertvollsten Viehfuttermittel sei. Für die Brennereien verlangte er ausreichende Entschädigung. Abzuwarten sei, ob nicht unter der hohen Belastung des Branntweins der Konsum so zurückgehen werde, daß der Ertrag wieder in Frage gestellt sei.

Völlig ablehnend verhielt sich diesen Vorlagen gegenüber der Redner der unabhängigen Sozialisten, der Abg. Wurm. Auch hier seien wieder den wirtschaftlich schwächsten Klassen die größten Lasten auferlegt. Wenn der Widerstand der Winzer gegen die Weinsteuer plötzlich verstummt sei, so liege das daran, daß den Winzern in Gestalt des ungeheuer erhöhten Zolles auf ausländische Weine, auch für solche aus Mitteleuropa, eine neue Liebesgabe gegeben werden soll.

Gegen die Besteuerung der alkoholfreien Getränke wandte sich zum Schluß, als Anhänger der Nüchternheitsbewegung, der Abg. Wiumm.

Die Beratung endete mit der Überweisung der Umsatz- und Verkehrssteuern an den Ausschuss, des Branntweinmonopols an einen besonderen Ausschuss von 28 Mitgliedern und der übrigen Getränkesteuern an einen weiteren, besonderen, ebenfalls 28-gliedrigen Ausschuss. Darauf verlag sich das Haus.

## Politische Rundschau.

### Deutschland.

Vor seiner Abreise nach Rumänien hat Staatssekretär des Äußeren v. Kühlmann die Parteiführer empfangen, um ihnen Mitteilungen über den Friedensschluß mit Rumänien zu machen. Am Schluß der Sitzung gab der erste Vizepräsident des Reichstages, Dr. Baasche, dem Bedauern und dem Unwillen Ausdruck über die persönlichen Angriffe der

Deutschen Zeitung gegen Herrn v. Kühlmann, (die sein Privatleben veröffentlichen) und versicherte, daß alle Anwesenden die Enttarnung über diese Angriffe teilten. Es sei höchste Zeit, daß die öffentliche politische Moral eine Wandlung erfährt. Staatssekretär v. Kühlmann dankte für die bekundete Gemühtung und erklärte, er sei bereit, mit jedem politischen Gegner auf die Menuir zu treten. Wenn aber diese Kampfesweise weitergehe, dann sei bald kein anständiger Mensch mehr bereit, ein öffentliches Amt anzunehmen. Die Bepfehlung war von den Führern aller Parteien einschließlich der Rechten, beacht.

Hinichtlich der neuen Anordnung der Reichsgeldstelle über Kürzung der Proportion für solche Gemeinden, die ihr Ablieferungszoll nicht erfüllt haben, betonte die sächsische Regierung im Finanzausschuss der Zweiten Kammer, daß eine solche Anordnung dem Reichsgesetz nicht entspreche, das eine gleichmäßige Nationierung im ganzen Reich vorsehe. Angeht die Tatsache, daß in einzelnen deutschen Landesstellen vollständige Mägen zum beklagen sind, zum Teil auch in Sachsen, wird die sächsische Regierung einer unterchiedlichen Festlegung der täglichen Brotmenge im Reich und einer Herabsetzung in einzelnen Kommunalverbänden nicht zustimmen.

Bei Besprechung der Anträge auf Einführung der Verhältniswahl in Bayern im Finanzausschuss der Kammer erklärte der Minister des Innern v. Bretsch, er halte die Frage der Verhältniswahl für noch zu wenig geklärt und die Reform während des Krieges nicht für empfehlenswert. Ebenso lehne er Frauenwahlrecht und Änderung des wahlfähigen Alters ab.

### Frankreich.

Das Ministerium Clemenceau sieht sich wachsendem Mißtrauen aller Kammerkreise gegenüber. Allem Anschein nach wird der „Tiger“ den Sommer als Ministerpräsident kaum noch überleben. Es heißt, daß Briand sein Nachfolger wird.

### Belgien.

Eine Neuordnung des Gerichtswesens in Flandern und Wallonien wird durch Bekanntmachungen des Generalquartiermeisters und des Generalgouverneurs angekündigt. Der leitende Gedanke bei der Neuorganisation war, bei möglichst sparsamer Personalabwendung in Strafsachen eine Beschränkung auf das im Interesse der Aufrechterhaltung der öffentlichen Ordnung notwendige, in Zivilsachen Schutz der privatrechtlichen Interessen der Deutschen, der Verbündeten und der Neutralen. Es werden deshalb kaiserliche Bezirksgerichte eingerichtet, die materiell nach den Landesgesetzen, aber unter Anwendung des deutschen Prozedurgesetzes in Zivil- und Strafsachen urteilen werden.

### Rumänien.

Gegenüber der vor einigen Tagen im englischen Unterhause aufgestellten Behauptung, daß Rumänien auch heute noch ein mit England verbündeter Staat sei, erklärt der rumänische Minister des Äußeren Arion, daß seit Beendigung des Kriegszustandes Rumänien nur noch als neutraler Staat behandelt werden dürfe. Rumänien habe im Kriege der Entente mehr gegeben, als es von ihr empfangen habe.

### Mien.

Der japanische Minister des Auswärtigen Motono ist zurückgekehrt. Der Minister des Inneren Goto folgt ihm im Amte. — Der Rücktritt Motonos, mit dem der Minister übrigens auch vor der japanischen Expedition gedroht hatte, hängt zweifellos mit dieser Unternehmung, gegen deren Ausbreitung sich im japanischen Parlament ein starker Widerstand geltend macht, zusammen. Wahrscheinlich konnte er mit seinen weitreichenden Plänen nicht durchdringen. Möglich ist auch, daß Motono gepöppelt wurde, um augenblicklich den Gegenatz zu den Vereinigten Staaten nicht zu vertiefen.

## Der Halbherr von Lubenow.

Roman von Arthur Zapp.

(Fortsetzung.)

Der Konsul strich mit seiner Rechten über seinen spitig gehaltenen weißen Vollbart und lächelte ein wenig. In seinen ehrwürdigen Mienen spiegelte sich Wohlwollen.

„Ich habe in meinem langen Leben viel gesehen“, sagte er, „ich habe Welt und Menschen kennen gelernt in allen fünf Erdteilen, ich habe Leiden und Leid der Menschen aller Stände kennen und missfühler gelernt. Sie, Herr Lubenow, gehören zu jenen Ausserlesenen, beneidenswerten Wesen, die man mit dem Zauberwort Millionär bezeichnet, mit jenem Wort, das alle Herrlichkeiten der Welt einzuschließen scheint. Und dennoch, Herr Lubenow — der Sprecher heftete seine dunklen Augen durchdringend auf den erkannt aufstrebenden jungen Mann — „dennoch fühlen auch Sie sich nicht glücklich, nicht voll befriedigt. Auch Sie haben Wünsche, nach deren Erfüllung Sie sich sehnen.“

Doktor Bär machte eine Pause. Karl Lubenow neigte sich, unwillkürlich interessiert und innerlich bewegt, vornüber.

Der würdige alte Herr fuhr fort: „Sie haben mir immer Sympathie und Interesse entgegengebracht, wenn ich auch nicht den Vorzug habe, zu Ihren näheren Freunden zu zählen. Und deshalb würde es mir zu einem besonderen Vergnügen gereichen, Ihnen behilflich zu sein, den Wunsch, den ich bei Ihnen als Menschenkenner und als Kenner der deutschen Verhältnisse vorzutragen, zur Erfüllung zu bringen.“

„Aber —“ rief Karl Lubenow in einem eigentümlichen Zustande von Befangenheit, Verwirrung und unbestimmter freudiger Hoffnung, „ich begreife nicht, ich verstehe Sie nicht.“

Der alte Herr lächelte, erhob sich auffallend leicht für seine Jahre, trat dicht an den sich ebenfalls erhebenden jungen Mann heran und klopfte ihm wohlwollend auf die Schulter.

„Mein lieber, junger Freund, sollten Sie mich wirklich nicht verstehen? Sind Sie wirklich ganz wunschlos? Fehlt Ihnen nichts zu Ihrem Glück?“

Der junge Mann lächelte verlegen. „Ganz ohne Wunsch ist wohl niemand, Herr Konsul.“ Der würdige alte Herr wiegte behächtig sein Haupt.

„Gewiß nicht. Sie sind jung, Sie sind reich, sie besitzen geistige und gesellschaftliche Bildung. Sie erfreuen sich eines angenehmen Verkehrslebens, haben Freunde, die der besten Gesellschaft angehören, und dennoch vermessen Sie etwas schmerzliches, Sie entbehren jener Eigenschaften, die Sie befähigen würden, sich unter jenen Herren als gleichberechtigt zu fühlen und als gleichberechtigt anerkannt zu werden. Ihnen fehlt die gesellschaftliche Bedeutung, ein gesellschaftlicher Rang. Habe ich Recht, Herr Lubenow?“

Mit verwunderten Augen sah der junge Fabrikbesitzer den ionischen Mann an, der das geheime Sehnen seiner ehrgeizigen Seele so treffend erriet. „Aberdings“, stammelte er halb beschämt, halb von seinem Verlangen oertrieben. „Aberdings.“

ich habe schon manamal daran gedacht, daß es mir bei meinen gesellschaftlichen Beziehungen von Nutzen wäre, wenn ich irgend einen Titel besäße.“

### Der Konsul nickte.

„Ich bin in der Lage, Ihnen durchaus verständlichen und berechtigten Verlangen zu entsprechen“, sagte er und sah in den Schultern redend, fuhr er mit Würde und Selbstgefühl fort: „Ich habe sehr intime Beziehungen zu außereuropäischen Höfen. Ja, ich kann sagen, daß ich mit Seiner Durchlaucht dem Fürsten Saraki auf durchaus freundschaftlichem Fuße stehe und auch mit dem Souverän des Nachbarstaates, dem Scheich von Jbi, unterhalte ich die besten Beziehungen.“

Wieder itig eine Empfindung von Mißtrauen und Widerwillen in dem jungen Fabrikbesitzer auf.

„Jbi? Saraki?“ sagte er. „Sie entschuldigen, ich habe diese Namen noch nie gehört.“

„Wirklich nicht?“ Konsul Dr. Bär zeigte eine überraschte Miene. Dann lächelte er. „Aberdings, es ist ein wenig weit ab. Jbi und Saraki sind ein paar Waisalkinder in Arabien. Beide unterstehen dem Protektorat seiner Majestät des Sultans der Osmanen. Im übrigen ist mein Freund Fürst Ahmed Saraki souveräner Herr und regiert mit muniträftiger Gewalt. Es würde mir ein Leichtsinn sein, für Sie irgend eine Auszeichnung mit Sr. Durchlaucht zu erwirken.“

Den jungen Fabrikbesitzer überließ es heiß und kalt. Es war eine sehr unbedeutende

qualende Stimmung in ihm, das niederdrückende Gefühl eines Menschen, der eine beschämende Enttäuschung erfährt. Er hatte schon hie und da von Leuten gehört, die aus der Vermittlung von Titeln aller Art als Agenten kleiner geldbedürftiger Vändchen und Hufe ein Geschäft machten. War der ehrwürdige Doktor Bär, den er bisher immer für einen tadellofen Gentleman gehalten, einer dieser gewerbsmäßigen Ausbeuter menschlicher Gütlichkeit? Es fröstelte ihn und ein unwillkürlicher Abscheu, mit dem alten Herrn weiter zu verhandeln, erhob sich in ihm.

„Ich danke“, sagte er kalt, sich straff aufrichtend, „ich kann von Ihrem lebenswichtigen Anerbieten keinen Gebrauch machen. Ich bin der Ansicht, eine Auszeichnung kann man nur empfangen, wenn man sich durch vorhergegangene Verdienste einen Anspruch darauf erworben hat.“

Der Konsul nickte eifrig.

„Gewiß! Argend eine verdienstliche Leistung mußte zunächst stattfinden. Selbstverständlich! Doch nicht leichter als das, mein lieber Herr Lubenow. Saraki ist ein Land, das erst in der Entwicklung begriffen ist. Die Natur hat Saraki reich bedacht, die Vegetation ist die üppigste. Die Hauptprodukte sind: Reis, Zuder, Mais, Kakao usw. Auch der Mineralreichtum ist bedeutend. Gold, Silber, Blei, Eisen und Kohle werden gefördert. Aber die Industrie fehlt noch gänzlich und in dieser Beziehung könnten Sie sich große Verdienste um das Land erwerben.“

Die Sache wäre doch etwas sehr unüblich.